

(Nachdruck verboten.)

2) Auf der letzten Schwäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Im selben Augenblick erwachte Lars wieder zur Wirklichkeit durch einen Schrei, der ihn bis in sein Innerstes erschütterte. Unwillkürlich beugte er sich hinab, und da sah er den Kopf eines Kindes, und er ergriff den Kopf und zog und zog, bis er einen neugeborenen Knaben zwischen seinen harten Händen hielt. Dann wurde alles still und stumm, und als Lars durch die Thränen sehen konnte, die aus seinen Augen drangen, lag sein Weib in seiner eignen, schmutzigen Fischertöße ihm gerade gegenüber und lachte im höchsten Glück. Und der große lange Kerl beugte sich auf die Stoje hinab und weinte wie ein Kind.

Aber im nächsten Augenblick sprang Lars die Treppe hinauf und verkündete mit lauter Stimme die Neugier, und als er wieder hinauf zu Deck kam, begegnete er der Wehmutter.

Dort oben hatte keiner das Verdeck verlassen. Vom Ernst der Scene ergriffen, die sich, wie sie wußten, unten abspielte, waren sie alle still stehen geblieben, wartend, bis Hilfe vom Lande kam, so daß Lars nicht mehr allein sein mußte. Aber als die weise Frau hinabgegangen war, wurde es lebendig auf dem Deck, und aller Hände streckten sich dem Vater entgegen.

„Wie viele Jungen hast Du jetzt, Lars?“ fragte ein Alter, der daneben stand.

„Ich hab' vier,“ antwortete Lars. „Aber keiner von allen ist so früh auf die See gekommen.“

Das fanden nun alle gut gesagt. Aber so oft die Geschichte erzählt wurde, versäumte man nie hinzuzufügen, wie schön es aussah, als Lars sein hochgewachsenes Weib nahm und sie wie ein Kind die steile Schiffstreppe hinabtrug. Und als Schluß der Geschichte kamen immer die bewundernden Worte, die eine andre Ehefrau bei diesem Anlaß geäußert hatte: „Er faßte sie so fein an, wie ein Stück Kuchen.“

2.

Als die Sonne im Untergehen war und der ganze Himmel über den felsigen Schwären im Westen rot glimmte, da schlich sich die junge schöne Märta, Groß-Larsens und Annas Tochter, in aller Heimlichkeit vom Hause fort. Sie ging über die Klippen, wo kein Weg zu sehen war, und sie ging am Lotsenausguck vorbei, wo Gruppen von Männern und Frauen im Gespräch standen, hinaus über das tosende Meer blickend. Sie ging, nein, sie tanzte vorwärts, hurtig und leicht, und zuweilen warf sie einen Blick zur Seite, als fürchtete sie, gesehen zu werden. Als sie ganz oben auf dem Felsen angelangt war, von dem man ihre Gestalt wie einen dunkeln Schatten gegen den lichten Himmel sehen konnte, kroch sie zusammen und glitt den Abhang hinab. Aber sie ließ sich nicht weiter gleiten, als einige Schritte, so daß der Felsen sie vor den Blicken der ganzen Insel schützte. Da setzte sie sich nieder und große Thränen strömten über ihre Wangen.

Wie ein Traum waren die Geschehnisse des ganzen Tages an ihr vorbeigezogen. Zusammen mit den andern Frauen hatte sie auf dem Felsen gestanden und den „Polarstern“ zum Lande steuern sehen. Zusammen mit den andern war sie hinab zu den Booten geeilt und an Bord gestürzt, um den heimkehrenden Männern die Hand zu drücken. Sie hatte die Mutter erblicken und wanken gesehen und wie der Vater sie auf seine kräftigen Arme hob und hinab in die Kajüte trug. Dann hatte sie wartend bei den andern gestanden, bis alles vorüber war und der Seufzer der Erleichterung, der aus jeder Brust emporstieg, Sonnenschein in alle Augen rings um sie verbreitete. Dann hatte sie sich mit der Frage hervorgewagt, die ihr die ganze Zeit auf den Lippen brannte. Sie hatte ruhig und gleichmütig gefragt, als wäre es nur, um irgend etwas zu sagen, und sie hatte eine ebenso ruhige und gleichmütige Antwort bekommen. Keiner hatte übrigens ordentlich Bescheid geben können. Es war ja ganz natürlich, daß niemand etwas wußte. Und als die Frage gestellt war und es nichts mehr hinzuzufügen gab, da war Märta der Mutter

gefolgt, als sie nach Hause getragen wurde, und der ganze Tag war unter allerlei Beschäftigungen und Handreichungen für den kleinen Bruder vergangen, der auf dem Meere geboren worden war, und der nun abwechselnd schrie und schlief, in der klobigen Wiege, in der sie und ihre Geschwister, die ganze Reihe hintereinander, sich kräftig geschlafen hatten.

Wie in einem Traum war all das an ihr vorbeigeglitten, und als es Abend wurde und still, als Mutter und Vater im großen Bett in der Kammer schliefen und der Neugeborene in der Dämmerung der herabgelassenen Rollgardinen verstummt war, da stieg Märta nicht die kleine Treppe hinauf, die in ihr Bodenzimmerchen führte, sondern stahl sich hinaus in den lauen Sommerabend, um in Ruhe über die Frage nachzugrübeln, die ihr keine Ruhe ließ.

Sie sah nun still und blickte hinaus aufs Meer, das sich in schäumender Brandung an der Insel brach. Der Wind wehte mit unverminderter Kraft, und draußen auf der Schwäre konnte man den weißen Wasserschaum sehen, der turmhoch in die Luft sprühte.

Aber Märta spürte den Wind nicht, obgleich er mit seiner ganzen Stärke gerade gegen ihren Körper blies und an ihren Kleidern zerrte. Ihre Augen starrten kalt und klar auf den Horizont, als wollten sie das Dunkel durchdringen, und sie wiederholte für sich selbst die Antwort auf die Frage, die sie gestellt: ob jemand den „Delphin“ gesehen habe?

Der „Delphin“ war auch ein Fischerboot. Der „Delphin“ war nicht so groß wie der „Polarstern“. Er segelte nicht so gut, und er war nicht der Stolz der Insel. Aber für Märta hatte er das Glück an Bord, und sie sah jetzt und grubelte nach, warum gerade er zuletzt heimkehren sollte und warum niemand an Bord des „Polarsterns“ ihn gesehen.

Es giebt viel, was sich einem einsamen Weibe zeigen kann, wenn es im Dunkel sitzt und über ein rasendes Meer hinausblickt. Da kommen die Geschichten, die sie erzählen gehört hat, und sie schließen sich im Schutz der Einsamkeit und der Finsternis in ihr Herz. Es sind Erzählungen von Schiffbruch auf dem Meere, die da zum Leben erwachen, und die Angst vor der Gefahr, die wirklich und lebendig ist, beschwört die Schreckensbilder herauf. Wie Märta dasitzt, sieht sie die Männer auf dem Fahrzeug vor sich, und sie sieht es mastlos und ohne Rettungsboote auf dem erregten Meere treiben. Ein Mann steht an Steuer, er hat sich an den Steuerpfeiler festgebunden und blaffen Antlitzes starrt er hinaus über die Wellen. Ringsumher schimmern bleiche Gesichter und Körper von Männern, die sich in seltsamen Stellungen mit Tauern an einen abgebrochenen Mast festgeschnürt haben, an der Schiffsluke oder am Kajütendach. Da kommt eine gewaltige Welle und verschlingt das Boot in ihrer kalten Umarmung; als die Welle fort ist, treibt das Boot weiter, aber er, der am Steuer stand, ist nicht mehr zu sehen, und steuerlos irrt das Boot durch die Wellen und treibt dahin, während es in dem alten Holze knackt, und in dem Steven, der sich aufstellt; der Name „Delphin“ leuchtet wie Phosphor.

Solche Bilder sieht Märta, wie sie dasitzt, und sie kann sie nicht ertragen. Sie kann auf die Länge nicht glauben, daß ein solches Unglück wirklich geschehen sollte. Denn sie ist jung, und ihr Sinn ist so leicht, daß sie unmöglich zu fassen vermag, daß etwas derartiges sie treffen könnte. Darum reißt sie sich die Augen, und in einer kleinen Weile lacht sie selbst über ihre Angst. Ja, sie lacht ein nach innen gekehrtes, sonniges Lachen, weil sie daran denken muß, wie vielleicht eines Tages eine große braune Hand mit festem Griff ihren Leib umschließen wird, während ein paar blaue Augen den ihren entgegen spielen und ein Mann mit Küssen ihren Mund sucht.

Aber obgleich sie mitten in ihrer Angst helle Gedanken dachte, war Märta doch nicht die Schatten los. Der Instinkt von Generationen hatte die Furcht vor dem Meere in ihr Herz eingebrannt, und sie war so jung und so ungeduldig, daß sie es nicht vermochte, allein mit der Angst zu sein, die sie erstickte. Aber die Sehnsucht machte sie erfunderisch und schlau. Und von alters her wußte Märta, daß es ein Mittel gab, ein einziges, daß sie versuchen konnte, um sich zu beruhigen. Wenn sie es ergriff, verriet sie vielleicht ihr Geheimnis. Vielleicht lachte man sie aus. Aber was machte das? Sollte sie?

Märta zögerte noch, wie sie dasaß, und sie warf vor-
sichtige Blicke um sich auf die fahlen Klippen, als lauerten
ihr im Dunkeln Augen auf. Aber plötzlich sprang sie empor,
und mit raschen, sicheren Schritten eilte sie hinein in die
Finsternis.

Die Kraft des Windes hatte sich gesteigert. Er umfing
die schlanke Gestalt des Mädchens, so daß die Kleider wie
um den Körper geschmiedet lagen und der Rocksaum mit
einer Gewalt wegfalterte, als wollte er sie von der Klippe
losreißen. Aber ohne sich aufhalten zu lassen, lief Märta
weiter. Sie lief den schmalen Steg über den Berg hinab, wo
harte Schuhnägel einen weißen Weg in den Felsen getreten
hatten, hinab in das kleine Thal, wo die Weidenbüsche wuchsen,
sie kam an die windgeschützte Stelle hinter der Kirchhofmauer,
schöpfte tief Atem und lief weiter gerade hinein ins Dorf mit
seinen krummen Wegen und seinem holperigen Pflaster.

Märta hatte nur einen einzigen Gedanken im Kopfe. Sie
wollte zu dem Hause hin, wo Mutter Albertina wohnte, und
mit ihr wollte sie sprechen. Denn Mutter Albertina war
ein altes Weiblein, und ihr Mann war zur See gestorben.
So lange Märta sich zurückerinnern konnte, hatte sie das kleine
krumme Mütterchen immer gleich klein und gleich krumm auf
ihrer Bank vor dem Haus sitzen sehen, wenn es Sommer
war, oder beim Fenster mit den Pelargonien, wenn es Winter
war und kalt. Zuerst hatte die Alte allein in der Hütte ge-
wohnt, aber als das Unglück zum zweiten Male kam und
auch ihrer Tochter Mann den Tod auf dem Meere sand, da
zog die junge Witwe heim zur alten, die ihre Mutter war,
und die bei den Verlassenen hausten nun da allein mit dem
Kinde der Jüngeren.

„Wenn Mutter Albertina doch nur wach und draußen
wäre!“ dachte Märta. „Wenn ich nur mit ihr sprechen
könnte!“

Die Sache war nämlich die, daß die alte Mutter Alber-
tina hellsehend war. Sie hatte so lange gelebt und so viel
Kummer gehabt, daß sie es gelernt hatte, ihr eignes Unglück
zu ahnen, wenn es kommen sollte, und es im Voraus zu
sehen, auch wenn es andren galt. Ihr Vater war auf dem
Meere gestorben; zwei Brüder, ihr eigner Mann und vor
ein paar Jahren ihr Ehemann — alle waren sie ihm gefolgt.
Vielleicht kam es daher, daß sie es immer wußte, wenn jemand
sterben sollte, und vielleicht konnte sie, weil sie selbst so viel
Angst durchgemacht hatte, zuweilen andre beruhigen.

Als Märta der Hütte näher kam, in der die beiden Wittwen
wohnten, verlangsamte sie ihren Gang und schlich auf
den Zehen, als fürchtete sie, jemand könne ihre Schritte
hören und daraus entnehmen, wohin sie ging und was ihr
Vorhaben war. Sie blieb stehen, schöpfte tief Atem und
schien sich zu bedenken. Es war nicht ausgeschlossen, daß sie
sich in tiefsten Innern ihres unruhigen, kleinen Herzens
vor dem fürchtete, was Mutter Albertina gesehen haben
konnte. Denn Mutter Albertina sah die Boote, lange be-
vor sie heimkamen, sah sie so deutlich, daß sie die Gesichts-
züge der Männer unterscheiden und zählen konnte, wieviel
an Bord waren. Hatte sie nicht vor vielen Jahren ge-
sehen, daß der alte Lofsenälteste sterben würde, zwei Tage
bedor es geschah? Der alte Lofsenälteste war frisch und
munter, und keiner ließ sich es träumen, daß Mutter Alber-
tina recht behalten könnte. Aber zwei Tage, nachdem sie
ihre Erscheinung gesehen, lag er doch steif und kalt in seinem
Bette.

Dieses und vieles mehr wußte Märta, und darum war
sie bange in ihrem Herzen, als sie sich zwischen den kleinen
lichten Häuschen durchschlich, die auf der Landseite der Insel,
Schutz vor dem harten Westwind suchend, zusammengedrückt
waren. Und das Blut stockte ihr in der Kehle, als sie sah,
daß Mutter Albertina wirklich draußen war und auf der
Bank saß, die vor dem Fenster in dem kleinen Gärtchen
stand, wo die Erbsenblüten hinter der Ligusterhecke wuchsen.
Mutter Albertina drehte sich um, als sie Schritte hörte,
und wie sie sah, daß es Märta war, nickte sie.

„Grüß Gott, Märta, wie steht es daheim bei Euch?“
fragte die Alte.

„Ja, dank schön, recht gut.“

Märta hatte im Augenblick ganz vergessen, daß es
irgend einen Anlaß gab, eine solche Frage zu stellen. Sie
mußte einen Augenblick nachdenken, bis sie sich erinnerte,
was geschehen war und was sie daher jetzt sagen sollte.
Aber in einem Nu stand es klar vor ihr. Und damit
kamen auch die Worte auf ihre Lippen. Sie erzählte alles
langsam und umständlich, wie ihr Bruder geboren worden

war, wie tapfer Mutter sich gehalten und wie viele Fische
Vater gefangen hatte. Sie wurde fröhlicher und fröhlicher,
während sie so erzählte. Denn sie merkte, daß die Alte ihr
mit Vergnügen zuhörte. Die ganze Zeit dachte sie an das,
was sie eigentlich fragen wollte, und darum erzählte sie besser
und ausführlicher, als sie es sonst gethan hätte. Denn die
Liebe machte sie listig, ohne daß sie selbst darum
wußte. Sie wurde schön, während sie sprach. Die Wangen,
die ins Braune spielten, wurden durchsichtig vor Bewegung,
und die dunkelblauen Augen leuchteten groß und feucht unter
den weichen Brauen. Als sie nun endlich in ihrer Erzählung
dazu kam, wie viel Frösche Vater gefangen hatte, da sagte
Märta, während ihr Herz vor Erregung stillstand:

„Ihr habt Euern noch nicht daheim?“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten. ¶

Ein interessantes Insekt.

Das Volk hat im allgemeinen wenig Sympathien für die In-
sekten, am wenigsten für diejenigen, welche sich nicht durch Ver-
nichtung anderer schädlicher Geschöpfe angenehm zu machen wissen.
Für den Naturforscher bildet aber jedes Insekt — gleichgültig ob
nützlich ob schädlich — das höchste Entzücken, wenn seine Lebens-
geschichte noch nicht hinreichend aufgeklärt ist.

Zu diesen Geschöpfen, deren Vay in der Insektenwelt noch
Gegenstand der Disussion ist, gehören die Sackspinner, und unter
ihnen ist der sogenanntebeutel- oder Korbwurm eine besonders inter-
essante Persönlichkeit.

Diese Insekten werden gewöhnlich als Zimmergrün-Beutelwürmer
bezeichnet; im Grunde sind sie aber in ihrem Geschmack ohne Vor-
urteil, denn sie fühlen sich ebenso wohl auf den Blättern der nicht
immergrünen Bäume, der Apfel-, Birn-, Kirsch- und Pflaumen-
bäume, der Azazien oder Pappeln, und wenn keiner von allen diesen
zu haben ist, so nehmen sie auch gern mit Sträuchern vorlieb.

Sie werden am häufigsten im Süden und Südwesten Amerikas
gefunden, obgleich sie nicht unbelaunt in einigen Staaten Neu-
Englands, in New York und einem Teil Long Islands sind. Wo
sie sich einmal eingebürgert haben, sind sie sehr hartnäckig und ver-
mehrten sich rasch in wenigen Jahren.

Die Beutelwürmer sind keine Maurer wie die Wespen, keine
Zimmerleute wie die Bienen, noch Höhlenbewohner wie die Ameisen;
sie sind Reisende, die ihre kunstgerecht erbauten Häuser mit sich
führen. Man zählt sie am besten zu den Spinnern, jenen Schmetter-
lingsraupen, welche die Gewohnheit haben, sich aus zusammen-
getragenen Holz oder Blattstückchen Futterale oder Schutzhäusen zu
machen, in denen sie fressen. Nur die Männchen erhalten Flügel nach
Art der Schmetterlinge, während die ungeschlüpften Weibchen, ohne
Beine und Füßler, eher einer Made gleichen, die zeitlebens in den
selbstgesponnenen Gehäusen fressen.

R. Subson Moore berichtete vor einiger Zeit in „Scientific
American“ von einer größeren Anzahl solcher Gehäuse, die in
Atlantic City N. J. gefunden wurden; sie hingen zapfenförmig an
den Ästen der Bäume, als wären sie natürlich aus diesen heraus-
gewachsen, und einige derselben waren zierlich mit Zweigen und
immergrünen Nadeln bedeckt. Jeder, der nicht mit der Natur dieses
Insekts vertraut ist, mußte diese korrekelt gearbeiteten Gehäuse un-
bedingt für einen Bestandteil des Baumes halten. Ein Insekt aber
hatte einige junge Blätter der Rainweide benutzt und diese so ver-
ständig übereinander gefaltet, daß gleichfalls ein zapfenförmiges Ge-
häuse entstanden war.

Das weibliche Insekt ist das bei weitem interessanteste Mitglied
der Familie. Für alle Zeiten in sein gesponnenes oder beschlothenes
sackartiges Gehäuse eingekapselt, das es nur verläßt, um zu sterben,
vermag es doch ganze Reisen zu machen und Bäume zu erklimmen.
Das Weibchen wählt sich einen gerade passenden Baum aus, be-
festigt an einem Ast seinen Korb oder Sack und legt ihn voll Eier,
um so seine Mission zu erfüllen.

Die Insekten kriechen gewöhnlich während der letzten beiden
Wochen des Mai aus, und wenn man einige Exemplare in einer
Schachtel hat, so ist es beiläufig, sie zu beobachten. Die kleinen,
sich krümmenden Würmer beginnen, noch bevor sie die erste
Wahlzeit zu sich nehmen, sich selbst einen Beutel anzufertigen. Sie
verwenden dazu jedes Material, das man ihnen zur Verfügung
stellt, sofern sie es nur mit ihrem natürlichen Werkzeug bearbeiten
können: Wolle, Baumwolle, Papier, Stroh, Leder; und auf ihren
Vorderbeinen stehend, mit dem Schweif in der Luft, weben sie den
Beutel um sich herum, an dem sie Stückchen fremden Materials zum
Schutz der inneren Hülle befestigen.

Während sie wachsen, vergrößern sie das Futteral immer vom
Boden aus, indem sie es aufstehen und weiter ausbauen, bis es
zulezt so schwer wird, daß sie es hinter sich herschleppen.

Sie nähren sich von jungen Blättern und wachsen sehr schnell.
Viermal während ihres Wachstums ziehen sie sich auf 14 bis 24
Stunden in ihr Futteral zurück; dann wechseln sie innen ihre Haut,

nachdem sie sorgfältig die Oeffnung des Beutels verstopft haben, gleichsam als wollten sie bei diesem Klimawechsel keine unerbetenen Zuschauer haben. Die Pierlichkeit und Grazie dieser Insekten sind ebenso bewunderungswürdig wie ihre technische Geschicklichkeit. Außer der oberen Oeffnung, die also bisweilen geschlossen wird, befindet sich unten noch eine kleine Oeffnung, die immer offen bleibt. Durch diese werfen sie auf eigentümliche Weise die alte Haut und alle Extremitäten hinaus, so daß das Innere des Gehäuses ganz sauber ist. Alte Kleider und sonstiger Unrat werden im Hause nicht geduldet; das ist auch eine Eigenschaft, welche uns diese Geschöpfe sympathisch macht.

Im Larvenzustand ist die körperliche Beschaffenheit des Insekts höchst sonderbar. Der Teil des Körpers, der durch den Beutel geschützt ist, ist weich und von bräunlicher Farbe. Die bloßen Rudimente von Füßen, welche sich an diesen inneren Teil befinden, haben keinen weiteren Zweck, als dem Insekt die Möglichkeit zu geben, sich an dem Beutel festzuhalten. Die außen befindlichen, oder arbeitenden Segmente sind ganz anderer Art; in der That könnte es scheinen, als gehörten sie einer andern Insektenklasse an. Sie sind hart, hornig und schwarz, mit wenigen weißen Sprenkeln versehen, und man erkennt sofort, daß die Vordertheile stärker sind, um beständig die hinteren Teile und den Saft nachziehen zu können.

Während die Larve ihr Wachstum beendet, verläßt sie bei genügendem Nahrungsvorrat selten den Baum, auf dem sie das Licht der Welt erblickt hat. Mit dem Heraufsteigen der Insekten entwickelt sich aber ein lebhafter Reisetrieb in ihrer jugendlichen Brust; sie kriechen zunächst umher, so viel sie können. Aber diese Fortbewegung genügt nicht ihren Ansprüchen, sie spinnen silberne Fäden, an denen sie sich herablassen, bis eine Person oder ein Tier unter ihrem Baum hinweggeht; dann lassen sie sich niederfallen und sich von den lebenden Beförderungsmitteln weitertragen. Diese Gewohnheit hat ihnen den Namen „Fallwürmer“ eingetragen.

Nach einiger Zeit des Reizens müde, wählen sie sich wieder einen festen Wohnort; dann befestigen sie ihre Futterale mit einem starken seidenen Faden an einem Baum und bereiten sich in aller Ruhe ihr Winterquartier. Sie wählen stets fürsorglich einen Baum, dessen Laub den Jungen angenehme Nahrung gewährt, und begeben auch niemals das Versehen, den Beutel an einem Blatte zu befestigen, von dem der erste heftige Windstoß ihn fortblasen könnte.

Ich sagte, sie bereiten sich das Winterquartier; thatsächlich wird nun das Innere ihres Korbes warm und weich mit Seide gefüttert, damit die Bewohner des Häuschens ohne Gefahr die kalte Jahreszeit überdauern können. Wenn dies geschehen ist, dreht sich das Insekt derart im Beutel um, daß sein Kopf in die Nähe der unteren Oeffnung kommt, und dann beginnt es sich zu verpuppen.

Während des Larvenzustandes sahen die männlichen und weiblichen Insekten ganz gleich aus; jedes schleppte seinen Beutel mit sich umher. In der Chrysalisform, d. h. im Puppenzustande, vollzieht sich aber eine sehr deutliche Veränderung. Das männliche Chrysalid ist kleiner als das weibliche und seine Flügel entwickeln sich in der Puppenhülle, etwa wie bei unsrer Kleidermotte, welche auch zu den Saatträgern gehört. Das Weibchen jedoch zeigt nicht die geringsten Anzeichen, jemals eine Motte zu werden; in der That ist sie nichts weiter als ein Eierstock. Selbst die wenigen Füße, die sie als Larve hatte, sind dem vollendeten Insekt verweigert.

Das männliche Chrysalid drängt sich nach 21 Tagen der Ruhe in der Puppenhülle teilweise aus der unteren Oeffnung heraus; die Hülle zerreißt und davon fliegt eine vollkommene Motte. Sie ist nicht sehr hübsch, aber doch vollkommen ausgebildet und kann sich als Motte immer noch sehen lassen. In der Luft hat dieses männliche Geschöpf nur eine Mission zu erfüllen: eine Gefährtin zu finden, für die Befruchtung zu sorgen und zu sterben. Sein Leben ist kurz und fröhlich, nur wenige Stunden dauert es, oder höchstens einen Tag.

Jetzt hat seine Gefährtin vollauf zu thun, ihre Aufgabe zu erfüllen. Sie ist nicht im Stande, die Puppenhülle zu verlassen; obwohl sie dies bisweilen versucht. In dem oberen Teil der Puppenhülle legt sie ihre Eier und schützt sie mit einer Art Flaum, der sich von ihrem Körper löst. Wenn dies Werk gethan ist, so ist für die Nachkommenschaft hinreichend gesorgt. Die Mutter hat nichts weiter zu thun als zu sterben. Ob sie aber in der Puppenhülle verrottet, oder ob sie sich aus dem Beutel hinauszwängt und, ohne Mittel zur Fortbewegung, an der Erde stirbt, das ist noch ein Gegenstand der Diskussion.

Die Beutel an sich sind höchst interessant, da sie eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Moore besitzt einen schwer mit Chypresse gedeckten, den er von einem Naimweidenzweig abschneidet. Es befindet sich in der ganzen Nachbarschaft kein einziger immergrüner Baum, so daß die Larve aus beträchtlicher Entfernung gekommen sein mußte. Es ist keineswegs die Regel, daß die Futterale mit Material des Baumes gedeckt sind, auf dem sie gefunden werden.

Die Seide, welche die Grundlage des Gehäuses bildet, ist sehr weich und fein, und der Beutel ist, abgesehen von dem groben Material, das mit eingewebt ist, so zart wie Spinnweben.

Es ist nun zwar sehr unterhaltend, sich mit den Insekten zu beschäftigen, angenehme Nachbarn sind sie aber nicht, und in den Gärten höchst unwillkommene Gäste. Das einzige Mittel, sie los zu werden, bildet das Zerstoren ihrer Gehäuse. Man findet 10 bis 200 Eier in einem Gehäuse, und größere Mengen der kleinen

auskriechenden braunen Würmer vollständig und in derselben Weise arbeiten zu sehen, bezeichnet unser Gewährsmann als eine Offenbarung. Quers wird ein architektonisch vollkommener Bogen gebaut. Dann schlägt das Insekt, denselben mit den Vorderfüßen festhaltend, einen richtigen Parzelbaum, indem es den Bogen über den Kopf bringt, und baut dann die andre Hälfte des Kreises; schließlich verbindet es die Enden der beiden Halbbögen miteinander. Das Resultat ist überraschend und vollkommen.

Wir fragen uns erkant, wie wir eine Fähigkeit bezeichnen sollen, die einem Wurm den Impuls giebt, derartig technisch complicirte Aufgaben, ohne Muster und Vorbild, ohne Kenntnis der statischen Gesetze, und allein mit den natürlichen Werkzeugen auszuführen, in solcher Vollkommenheit auszuführen. Mag man diese Fähigkeit als Social-Instinkt, als vererbte Gewohnheit, oder sonstwie bezeichnen, jedenfalls ist sie merkwürdig genug, um den Naturforscher zu weiterer eingehender Beschäftigung mit diesem kunstfertigen Insekt anzuregen. —

Freed Good.

Kleines Feuilleton.

th. Ein Besuch. Es klopfte doch. Jetzt, wo die Maschine still stand, hörte sie es ganz deutlich. Wer möchte es sein? Sie überlegte einen Augenblick. Die kleine Handnäherin? Nein, es war noch nicht Eins und die kam erst um halb Zwei nach der Mittagspause. Aber wer sonst? Am besten: man machte gar nicht auf. Sie sah auf das keine Reagiere unter der Maschine; bloß keine neue Abhaltung! Wenn die Sachen um fünf Uhr nicht fertig waren, wurde die Kanzleirätin ärgerlich. Die konnte überhaupt so nichts-würdig werden. Bismöglich gab sie keine neue Bestellung wieder.

Sie begann von neuem zu nähen, aber gedämpft und langsam, damit der draußen Stehende nichts hören sollte.

Es klopfte zum zweitenmal, und nun stand sie doch auf. Wenn es nun eine Kundin war? Die Oberlehrer-Frau aus der Meyerstraße wollte ohnehin Hemden bestellen und die kam immer über Mittag.

Sie öffnete. Es war aber doch nicht die Oberlehrer-Frau; es war ein älterer Herr, der draußen stand; ganz in Schwarz, mit blankem Cylinder und glattrasiertem Kinn. Er lästete den Hut und sagte höflich: „Ich möchte Fräulein Reichle sprechen.“

„Ja, bitte.“ Sie ließ ihn an sich vorüber in das Zimmer. Dabei überlegte sie im stillen: was möchte er wollen? Vielleicht Oberhemden bestellen? Es kamen ja auch manchmal Herren nach so etwas. Sie fragte: „Womit kann ich denn dienen?“

„Ja hm?“ Er räusperte sich und rückte sich einen Stuhl heran; etwas unständig packte er eine schwarze Wappe und etliche Papiere vor sich auf den Tisch: „Sie nähen Wäsche?“ Es war nicht gut zu erkennen, ob er es erst eben an der Arbeit und der Maschine gesehen oder schon wußte. Sie nahm die Frage aber als einen Anhalt. Also doch jemand, der etwas bestellen wollte: „Ja, ich nähe Wäsche, ich habe sehr viel zu thun, fast nur Privatbestellungen. Ich nähe aber auch schon zwanzig Jahre, mein Herr, ich arbeite nur gute Sachen.“ Wenn er etwas bestellen wollte, sollte er wenigstens wissen, daß sie ihr Fach verstand. Sie nahm eins der fertigen Stücke und zeigte es: „Sehen Sie, das ist so meine Arbeit.“

„Sehr schöne Arbeit;“ er fühlte es an: „sehr sauber genäht. Sie bekommen aber auch hohe Preise, was?“

„Ach, durchaus nicht.“ Sie wurde lebhaft. Am Ende dachte er, sie wäre zu teuer: „Nein, mit den hohen Preisen, mein Herr; das war früher mal. Heute giebt kein Mensch mehr was, dann kaufen sie es lieber im Warenhaus. Wenn ich den Tag drei Mark verdienen wil, muß ich noch am Abend nähen, das berechne ich meinen Kunden schon alles billig.“

„Ja ja, aber Sie verdienen doch. Sie haben es doch kennen gelernt, welchen Segen die Arbeit gewährt. Es giebt in Berlin so viele, die diesen Segen gar nicht verstehen!“

„Ja,“ sie wußte nicht recht, wo er hinaus wollte. Sie schielte nach ihrer Arbeit, wenn er wenigstens endlich sagen würde, was er wollte, sie hatte doch wahrhaftig keine Zeit, hier lange Unterhaltung zu führen. Er blätterte in seinen Papieren, ohne ihre Unruhe zu bemerken: „Ja, hm, überhaupt der Segen der Arbeit. Es muß Sie sehr glücklich machen, arbeiten zu können. Sie sollten Gott alle Tage kniefällig danken, daß er Ihnen die Arbeit gab.“

„Ja, man muß zufrieden sein, wenn man sein Brot hat. Knapp genug ist es aber.“ Sie seufzte. Herrgott, was wollte er nur?

„Wer Arbeit hat, hat immer Segen,“ seine Stimme klang etwas salbungsvoll. „Die harte Brotrinde der Arbeit ist gesegneter als die Lederbissen des Reichthums.“

„Aber die Lederbissen schmecken besser!“ Trotz ihrer Unruhe mußte sie unwillkürlich lachen.

„Wissen Sie, mein seliger Vater sagte immer: Braten kann der ärmste Mensch essen, bloß haben muß er ihn.“

„Es ist nicht immer Segen beim Braten“, er befehlt seinen salbungsvollen Ton bei. „Danken Sie Gott, daß er Ihnen, ein Lebender, Arbeit gab. Wohlleben tötet die Seele. Leider giebt es in Berlin nur allzu viele, die das Wohlleben der Arbeit vorziehen. Ihre verlorenen Seelen zu retten, ist unsre heiligste Aufgabe, ich gehöre nämlich zur Stadtmision.“

„Ach so . . .“ Sie war auf einmal aus allen Himmeln gefallen: es war also nichts mit Kragen oder Manschetten und feinen Oberhänden. Wenn er nun wenigstens noch sagen wollte, was er wünschte. Er fuhr auch schon fort.

„Es ist ein schönes Werk. Ein Werk echter Christenliebe. Es hebt die Seelen empor. Glauben Sie mir, es ist eine wunderbare Glückseligkeit in der christlichen Liebe zu wirken. Möchten Sie dieser Glückseligkeit nicht auch teilhaftig werden? Ich habe meine Listen hier. Möchten Sie nicht, bitte, einzeichnen, wieviel Sie zu unserm Werk zugeben? Zwanzig Pfennige pro Woche sind uns schon hochwillkommen!“

„Aber, mein Herr!“ Sie sprang auf. Für seine Sammlung wollte er sie gewinnen. Dazu stiehlt er ihr ihre teure Zeit?

Er ließ sich nicht beirren: „Wir sollen unsern Mitmenschen Gutes thun. Das ist das erste Gebot der christlichen Liebe. Sie sind so gesegnet! Sie sind es schon Gott aus Dankbarkeit schuldig von Ihrem Ueberfluß abzugeben!“

„Aber — Ueberfluß.“ Ihre Waden fingen an zu brennen. „Ich habe Ihnen eben gesagt, ich habe knapp mein Brot. Gehen Sie doch zu reichen Leuten.“

„Das Scherstein der Armut ist gesegnet als der Thaler des Reichen. Die christliche Liebe . . .“

„Ich habe aber wirklich keine Zeit.“ Sie kehrte zu ihrer Maschine zurück. „Und ich habe auch wirklich keinen Groschen übrig.“

„So, Sie wollen also nichts geben?“ Er wandte sich nach der Thür.

„Ich sage Ihnen ja, ich habe gerade mit mir zu thun.“ Sie ließ die Maschine von neuem schnurren. So, jetzt hatte er die Klinke in der Hand, jetzt ging er. Er ging aber doch noch nicht; er drückte sich noch einmal um und rief mit wütender Stimme: „Dann wünsche ich Ihnen, daß Sie bald recht krank werden und Armut und Glend wünsche ich Ihnen. Sie werden schon Ihre Strafe kriegen, weil Sie so hartherzig sind.“ —

Aus dem Tierleben.

— **Geflügelcholera.** Die Wochenschrift „Verthusa“ (Altona-Ottenen. Chr. Adolff.) schreibt: Wohl die gefährlichste Geflügelseuche ist die Geflügelcholera oder die Geflügelpest. Die Geflügelcholera hat mit der Cholera des Menschen nichts zu thun, sie tritt aber bei verschiedenen Arten von Geflügel: Hühnern, Fasanen, Truthühnern, Gänzen, Enten usw. auf und ist im höchsten Grade ansteckend. Die Krankheitserreger können durch Zwischen-träger aller Art leicht verschleppt worden und werden auf dem Geflügelhofe leicht durch die Exkremente kranker Tiere dem Erdboden zugeführt und dann von gesunden Tieren mit dem Futter wieder aufgenommen. Die Ursache der Krankheit liegt wahrscheinlich in der Thätigkeit von Vallerien, welche in das Blut eindringen und eine Art Blutvergiftung herbeiführen. Die Krankheit kommt im allgemeinen nach einigen Tagen, spätestens am 11. Tage nach der Aufnahme der Krankheitserreger zum Ausbruch; ihr Verlauf ist manchmal so schnell, daß der Geflügelzüchter auf den Gedanken kommt, seine Tiere seien vergiftet worden, denn so schnell folgen oft der Ausbruch der Seuche und der Tod der befallenen Tiere auf einander. Seltener ist die Krankheit von längerer Dauer, und während einmal der Tod nach 24—30 Stunden eintritt, erlöst er ein andres Mal die Kranken erst nach einigen Wochen von ihren Leiden.

Die hauptsächlichsten Krankheitszeichen sind folgende: Die erkrankten Tiere halten sich von den Genossen getrennt, sie ziehen sich in dunkle Ecken des Hofes oder des Stalles zurück oder suchen in den Nestern Schutz. Sie stränden das Gefieder in die Höhe und lauern matt am Boden. Sie sind matt und hinfällig und können sich oft kaum auf den Beinen halten, sondern taumeln umher. Die Augen thürnen, werden meistens geschlossen gehalten und blinzeln, wenn man die Tiere ins Licht bringt, und scheinen recht reizbar zu sein. Manchmal fressen die Tiere während und nach der Erkrankung gar nicht oder nur sehr wenig, andre fressen noch kurz vor dem Tode. Fast stets befinden die Leidenden einen starken Durst. Die Exkremente sind anfangs weißgelb und dünn, später werden sie mehr grau oder bräunlich und dünnflüssig, oft enthalten sie auch Blut. Die Exkremente werden häufig entleert, besonders die Federn am Hinterleib und diese kleben zusammen. Der After ist etwas vorgetrieben, rot punktiert oder gänzlich tief blaurot gefärbt. Die oft wiederholten Anstrengungen bei den Entleerungen greifen die Tiere stark an, welche im weiteren Fortschreiten der Krankheit bald immer häufiger werden. Die Atmung ist erschwert, die Kranken leiden meist an heftigen Entzündungen der Luftwege und röcheln beim Atmen stark. Die Stämme und fleischigen Hautlappen an der Kehle werden bläulichrot, dann blanschwarz. Endlich tritt in fast allen Fällen der Tod unter starken Krampfscheinungen ein. Der Körper wird dabei heftig zusammengezogen, der Kopf und Hals oft vollständig krampfhaft verdreht. Eine sichere Behandlungsweise des an der Geflügelcholera erkrankten Geflügels ist bislang nicht gefunden worden. Es ist jedem Geflügelzüchter dringend anzuraten, seine Tiere möglichst vor den Krankheitsstoffen zu bewahren und sie vor der Beirührung mit kranken Tieren sorgfältig zu schützen. Das Vorbeugen dieser verderblichen Seuche ist in jedem Falle sicherer und leichter auszuführen als ihre Heilung. Man suche zunächst seine Tiere widerstandsfähig zu machen und ab-zuhärten. Das schließt sie dann nicht nur vor der Geflügelcholera,

sondern auch vor einer großen Anzahl anderer Krankheiten. Eine rationelle Fütterung und Pflege wird vielfach vernachlässigt, sie ist aber ein gutes Hilfsmittel im Kampfe gegen manche Krankheiten. Die Geflügelställe sollen nicht überfüllt werden, weil in Stallungen, welche zu stark besetzt sind, die Tiere die Luft stark verschlechtern und sich auch gegenzeitig leicht beiknagen können. Schlechtes Futter, besonderes verdorbenes Weichfutter und schlechtes Trinkwasser können dem Wohlbefinden der Tiere höchst nachteilig werden; auf jeden Fall schwächen derartige Futtermittel die Tiere und machen sie für Krankheiten empfänglicher. Die Stallungen sollen nur eine ihnen entsprechende Anzahl von Geflügel aufnehmen und in ihnen soll zu allen Zeiten die peinlichste Sauberkeit herrschen.

Erkrankten auf einem Geflügelhofe einzelne Tiere, so sollen sie unter allen Umständen, auch wenn keine Cholera vorliegt, von den gesunden Genossen getrennt und in besonderen ruhigen Ställen untergebracht werden. Man beachte die Krankheitserscheinungen genau und ziehe nötigenfalls einen Tierarzt oder einen kundigen Nachbarn zu Rate. Kommt man zu der Einsicht, daß man es mit der Geflügelpest zu thun hat, so berüchtliche man vor allem die große Ansteckungsgefahr, welche den gesunden Tieren droht. Daher vermeide man es, daß ein und dieselbe Person die gesunden und die isolierten kranken Tiere pflegt und füttert. Der Kot der erkrankten Tiere ist häufig zu sammeln und zu verbrennen und daselbe Verfahren läßt man auf dem Hofe der scheinbar gesunden Tiere, da man nicht sicher erkennen kann, ob unter ihnen nicht auch noch einzelne Tiere sind, welche infiziert sind, bei denen aber die Krankheit noch nicht zum Ausbruch gekommen ist. Alle Ställe werden häufig auf das gründlichste desinfiziert, besonders sind Futter- und Trinkgeschirre sorgfältig zu reinigen. Futterreste, Schmutz u. dergl. werden verbrannt oder tief vergraben. Ebenso verbrennt man gestorbene Tiere am besten, andernfalls scharre man sie tief ein. Hat man die Seuche frühzeitig bemerkt und sind vorerst wenige Tiere befallen, so ist es das Beste, die Kranken zu töten und ihre Kadaver zu vernichten.

Zu Beginn der Krankheit mag man, ehe man zum Narkotikum des Tötens schreitet, zu einem einfachen Mittel greifen, welches sich bei leicht bezw. frisch erkrankten Tieren schon oft bewährt hat; es ist dies die Verabreichung von Salzsäure mit dem Trinkwasser. Als Heilmittel wird ferner Eisenvitriol empfohlen. Man fertigt aus Weißbrot, etwas Butter und pulverisierten Eisenvitriol Pillen, die für junge Tiere 3 Centigramm, für erwachsene 6 Centigramm des Salzes enthalten und giebt ersteren täglich 2, letzteren 2—3 Pillen. Außerdem setzt man dem Trinkwasser mehrere Wochen lang 6 Gramm Eisenvitriol auf 1 Liter Wasser zu. —

Humoristisches.

— Ein Berufener. „Ich glaube, lieber Graf, aus unsrem Dagobertchen wird auch mal ein tüchtiger Lieutenant.“

„So, meinen gnädige Frau, daß er Zeug dazu das hat?“

„Ach ja, er hat so gar keine höheren Interessen.“
(„Simplexissimus.“)

— Klein angefangen. In der „Frankfurter Zeitung“ erzählt Dr. Otto Speyer „Anekdotes aus Alt-Frankfurt“. Von einem Baron — gemeint ist jedenfalls der alte Rothschild — wird folgendes berichtet: Der Baron ging einst mit einem Koffer von der Börse nach Hans, welche damals noch im „Bramfels“ unter freiem Himmel abgehalten wurde. Unterwegs bemerkte der Koffer, daß ein Dieb dem Baron sein aus der Tasche heraus hängendes Fouleardstück zu entwenden versuchte, und machte ihn darauf aufmerksam.

„Laß ihn,“ erwiderte der Baron, „mer haw we all' Klein angefangel!“ —

Notizen.

— 40 000 Bände Raabe'scher Werke sind im Jubiläumsjahr veräußert worden. Die Festartikel, Vorträge, Hinweise etc. haben also doch etwas genützt! —

— „Dornröschen“, eine Märchen-Dichtung von Marg Moller, wird zum Beginn der nächsten Spielzeit erstmalig im Berliner Theater in Scene gehen. —

— Die Erstaufführung von Brien's Schauspiel „Freunde Mütter“ („Les Romplacantes“) im Lessing-Theater ist auf den 8. April verschoben worden. —

— Gerhart Hauptmann's „Schlund und Jan“, das seiner Zeit in Berlin unter den Tisch gefallene Schelmenspiel, wird im Hamburger Schauspielhause am 3. April aufgeführt werden. —

— Fuld's „Talisman“ ist ins Französische übersetzt worden und wird in der kommenden Saison an einer großen Pariser Bühne aufgeführt werden. —

— Böcklin's Gemälde „Der Sommertag“ wurde von einem Kunstfreunde der Gemäldegalerie zu Dresden geschenkt. —